Beitr. naturk. Forsch. SW-Deutschl. | Bd. XXII | Heft 2 | S. 73—87 | Karlsruhe, 1. 12. 1963

Zoologische Reise 1961/63 nach Ostafrika der Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe

Ein Reisebericht

I. Teil

Von HELMUT KNIPPER

Auch eine noch so gut vorbereitete Reise nach Ostafrika in dem Stil und mit den Zielen der meinigen läßt heutzutage nur vage Voraussagen zu, wie sie nachher verlaufen wird. In den letzten Jahren haben sich auf keinem Kontinent politische Umwälzungen reichlicher und rascher vollzogen als in Afrika, und die jüngsten Staatsgründungen fanden in Ostafrika statt. Am 30. Juni 1960 war die Republik Somalia gegründet worden, bestehend aus dem ehemaligen UNO-Mandat Italienisch-Somaliland und dem früheren Protektorat Britisch-Somaliland. In die fast genau eineinhalb Jahre meiner kürzlich beendeten Reise (vom 12. November 1961 bis 15. Mai 1963) fielen das Unabhängigwerden von Tanganyika am 9. Dezember 1961, das von Uganda am 9. Oktober 1962 und die Erklärung Tanganyikas zur Republik am 9. Dezember 1962. In Kenya wurden nach den zähen Verhandlungen in London im Frühjahr 1962 Teilschritte in Richtung auf die volle Unabhängigkeit vollzogen, welche diese seit Jahren spannungsgeladene letzte britische Kolonie auf afrikanischem Boden noch vor Ende 1963 erhalten soll.

In Tanganyika waren nicht die geringsten politischen Unruhen, und das junge Staatswesen hat von Anfang an gute Beziehungen der Einwohner aller Rassen betont. Was ich kurz nach den Unabhängigkeitsfeierlichkeiten bei Afrikanern aller Schichten immer wieder bemerkte war eigentlich nur große Freude und ein wenig Stolz, daß sie nun Angehörige einer selbständigen Nation geworden waren und ihre Geschicke fortan von einer eigenen Regierung bestimmt wurden. Ängstliche Europäer hatten die Tage in Städten oder außerhalb des Landes verbracht, kehrten aber nach dieser ganz unnötigen Vorsichtsmaßnahme bald wieder zurück. Etwas Argwohn blieb natürlich und steigerte sich zur Nervosität, als einige kurzfristig des Landes verwiesen wurden wegen relativ geringfügiger Delikte. Diese bestanden eigentlich lediglich in ungeschicktem Verhalten von Weißen, die von den nunmehr freien, aber empfindlichen Tanganyikanern als Geringschätzung, wenn nicht versuchte Deklassierung ausgelegt und von der neuen Regierung vielleicht zu hart geahndet wurden. Gekündigt wurde nur sehr wenigen Regierungsbediensteten in gehobenen Stellungen; eine vielfach höhere Zahl schied auf eigenen Wunsch aus und kehrte zumeist nach Großbritannien zurück. Die rund 4000 freien Stellen konnten nur zum Teil durch Afrikaner besetzt werden, einige durch andere Europäer oder Asiaten, und sehr viele blieben vorerst vakant. Es wurden Mindestlöhne für afrikanische Arbeiter, Hausbedienstete usw. festgesetzt und im Laufe des Jahres 1962 nochmals gesteigert. Es kamen Preiserhöhungen, Steuererhöhungen. Boykott südafrikanischer Waren und Räumung aller Läden von solchen binnen zwei Monaten wurde verfügt. Mehrere der an sich schon nie sehr zahlreichen Hotels schlossen, desgleichen manche europäische Geschäfte, Betriebe, Pflanzungen und Farmen, teils wegen Rückkehr der Eigentümer nach Europa, teils weil sie insbesondere durch

die einschneidenden Lohnerhöhungen nicht mehr rentabel erschienen. Im Haus begann man sich mit 1—2 Boys zu behelfen anstatt wie vorher 4—6 und schaffte lieber Waschmaschinen und Rasenmäher an. War vor Arbeitskräftemangel, so begann nunmehr eine gewisse Arbeitslosigkeit sich abzuzeichnen, und fast täglich mußte ich Arbeitsuchende abweisen, die bei mir erschienen.

Vieles aber blieb, vorerst wenigstens noch, in etwa so wie es früher gewesen war und wie ich es von meiner ersten Ostafrikareise 1951/53 her kannte. Gewisse Veränderungen waren für meine Unternehmung sogar günstig. Ich war erstaunt, diesmal ganz erheblich viel mehr deutsche Waren in Tanganyika zu finden als früher. Ungefähr jedes zweite Auto war ein VW, Mercedes, DKW oder Opel. Ich fuhr einen Opel-Blitz-1,9-to.-Kastenwagen und war erfreut, in fast jedem größeren Ort eine Vertretung mit Ersatzteillager zu finden. Viele Straßen, Wege, Brücken und Driften waren verbessert worden, einige neu gebaut. War 1952 noch die Serengeti in Tanganyika der einzige Nationalpark, so sind jetzt deren bereits vier vorhanden, und gewisse Reservate sind so wegsam und vielbesucht, daß man sie eigentlich noch dazurechnen muß. Es gibt heute in oder bei den Nationalparks nette Unterkünfte, es gibt gut fahrbare Wege mit ausreichender Beschilderung, es stehen afrikanische Guides, Führer, bereit, die einen auf Wunsch im Wagen begleiten und sicherstellen, daß man auch möglichst viel Wild sieht und sich nicht verirrt. Die Einfuhr von Jagdwaffen samt Munition, Fotogerät und Filmen war diesmal zollfrei, und das ersparte mir viel Geld. Sogar der Weggang so vieler Europäer hatte für mich gelegentlich auch eine gute Seite; es standen nämlich Wohnhäuser für Regierungsbeamte an verschiedenen Orten leer, gelegentlich auch private Häuser, und mehrfach gelang es mir, ein solch leerstehendes, vollständig eingerichtetes Haus für Monate zur Verfügung gestellt zu bekommen. Das war dann natürlich eine ideale Unterkunft und Arbeitsbasis für mich und die Boys sowie das umfangreiche Gepäck, die Felle, Knochen und Vogelbälge, die ja Platz brauchten zum Trocknen.

So war es ein in friedlichem, aber doch vielfältigem Umbruch befindliches Land, in das ich gegen Ende 1961 reiste. Kein Mensch, auch nicht seit Jahrzehnten dort Ansässige, konnte voraussagen, wie die Bedingungen für Europäer in allernächster Zukunft sich entwickeln würden. Es schwirrten derart viele Gerüchte, daß ich bald kaum mehr hinhörte und, immun gegen die verbreitete Schwarzseherei, nur meinen Aufgaben und Zielen nachging; und das ging ausgezeichnet. Gute, schon von der ersten Reise stammende Kisuaheli-Sprachkenntnisse halfen mir sehr, mit den Eingeborenen ausgiebig zu verkehren, und das erleichterte die Arbeit außerordentlich. Viele trugen noch sehr lange die Erinnerungsplakette an den Unabhängigkeitstag, waren ein klein wenig selbstbewußter geworden und freier im Verkehr mit Europäern, doch keineswegs in unangenehmer Weise. Die Bevölkerung ist eigentlich zumeist sehr kontaktfreudig, aufgeschlossen und hilfsbereit, wenn sie merkt, daß man sie nicht von oben herab behandelt, stets empfänglich für Humor und dankbar für die kleinsten Hilfen und Gaben. Einbrüche, Ausplündern parkender Wagen und Taschendiebstähle sind nur in den größeren Städten wie Nairobi, Mombasa und neuerdings auch Dar es Salaam häufiger; im weitaus größten Teil Ostafrikas aber braucht man nichts derartiges zu befürchten, je weiter man abseits der Zivilisation im Busch lebt umso weniger.

So gab es bei etwas Geschick im Umgang mit Behörden und Bevölkerung, bei einigem Improvisationstalent und wendigem Ausnutzen jeder Situation auch diesmal, im nunmehr freien Tanganyika, für mich keine ernsthaften Hindernisse, mein ohnehin im einzelnen stets elastisch gehaltenes Programm durchzuführen und sogar wesentlich länger als ursprünglich vorgehabt dort zu bleiben und weiterzuarbeiten. Für die Sammlungen konnte dies letztere nur vorteilhaft sein; denn nach monatelangen anfänglichen Schwierigkeiten hatte sich alles: Quartierfrage, präparatorische Kenntnisse der Boys, Jagderfahrung, Fahrtechnik mit dem

Wagen in schwierigem Gelände, Verkehr mit Behörden, Unterstützung durch viele neue Bekannte, Fotografie und was der für mich sehr wesentlichen Dinge mehr waren, immer besser eingespielt. Alles „lief" wie am Schnürchen, jeder Tag brachte wertvollen Zuwachs, obgleich starke Regen und die damit zusammenhängenden schwierigen Geländeverhältnisse uns manche harte Nuß zu knacken gaben und oft das äußerste an Energie forderten.

Das Wetter war nicht nur für mich, sondern ist in Ostafrika ganz allgemein ein großer Unsicherheitsfaktor. Wie sehr dort alle Safaris im Gefolge der Regen durch tief aufgeweichte Erdstraßen, stellenweise Überflutungen, weggerissene Brücken und Driften, wie ein Schwamm vollgesogene Steppen, auf denen die Wagenräder noch Tage später versinken, durch angeschwollene Flüsse oder hoffnungslose Lehmglätte an Steigungs- oder Gefällstrecken gehemmt sind, das kann sich derjenige kaum vorstellen, der seinen Wagen immer nur über westeuropäischen Asphalt oder Beton steuert und von Brücken überhaupt nichts bemerkt. Ein plötzlich auftretender Regen kann jegliches Programm auf Tage hinaus über den Haufen werfen. Mein Wagen hatte keinen Vierradantrieb, sonst war er tadellos geeignet. Saß er richtig fest, kamen wir mit eigener Kraft fast nie heraus, mußten in langen Märschen Ziehhilfe suchen, am gleichen oder auch am folgenden Tag. Und die Regen kommen gewöhnlich dort ebenso schnell und überraschend wie sie stark sind. Regen- und Trockenzeiten sind in Ostafrika weit unregelmäßiger als in anderen Teilen des Tropengürtels und zeigten auch während meiner Reise sich keineswegs so wie sie eigentlich schulmäßig auftreten müßten. Schon 1960/61 waren kleine und große Regenzeit so gut wie ganz ausgefallen; Eingeborene, Rinder und Wildtiere litten stark unter der ganz außergewöhnlichen Trockenheit. Im Herbst 1961 wiederum war die „kleine Regenzeit" eine gewaltige, mit verheerenden Überflutungen, bis hinauf nach Somalia. Auch im Januar bis März 1963 war eine „kleine Trockenzeit" kaum angedeutet, und es regnete zwischen kleiner und großer Regenzeit, wenigstens um Arusha, wo ich war, sehr häufig. Diese Unzuverlässigkeit des Wetters und mithin Geländes zwang zu kurzentschlossenen Unternehmungen. Sobald alles aufpräpariert war und wir wieder einmal richtig gegessen und unser Äußeres etwas hergerichtet hatten, schauten wir von unserem Berggipfel bei Arusha rundum und fuhren dorthin los, wo gerade keine der weithin sichtbaren blauschwarzen Regenvorhänge zu sehen waren. Umgekehrt mußten wir auch oft genug 50, 100 oder auch mehr Kilometer entfernt großräumige Ausweichmanöver fahren, manchmal fast fluchtartig noch aus weglosen Steppen heraus- und über Bachübergange zu kommen versuchen vor ihrem Aufweichen und Anschwellen. Ging das nicht mehr, richteten wir uns eben für die Nacht irgendwo draußen ein, zogen im Lampenlicht draußen ab, brieten uns etwas am mit Hilfe von nassem Holz und Benzin entfachten Lagerfeuer, machten uns dann im Wagen lang und schossen am nächsten Morgen meist gleich wieder etwas für die Sammlung, während wir nebenbei überlegten, wie wir herauskommen würden.

Krankheiten — und danach werde ich öfter gefragt — kann man in den Tropen eine ganze Anzahl bekommen, aber eigentlich nur wenn man unvorsichtig ist oder eine schwache Konstitution hat. Ich verlor keinen einzigen Tag durch Kranksein; das wenige, was ich hatte, ging meist auf Konto Unvorsichtigkeit oder Unumgänglichkeit. Beim Wechsel in kühles Hochland über etwa 1300 m Mh. hörte ich mit Malaria-Prophylaxe auf, vergaß jedoch dann mehrfach, in tieferen Lagen wieder damit zu beginnen, und zwar eine gute Woche vorher. Einige nicht sehr schwere Malariaanfälle waren die Folge, die aber jeweils nach spätestens zwei Tagen mit Resochin behoben waren. Das laut EKG vorher nicht besonders gute Herz paßte sich offenbar mit der Zeit an die gesteigerten Anstrengungen recht gut an. Lediglich in 2150 m Mh. im Ubena-Hochland machte es mir in der schon etwas dünneren Luft und bei täglich rund acht Stunden Fußmarsch etwas zu schaffen, obgleich es dort oben kühl und nachts sogar

empfindlich kalt war bis zu Bodenfrösten. Wie mir die dort lebenden deutschen Missionare versicherten, waren sie zu größeren Anstrengungen erst nach mehrmonatiger Eingewöhnung imstande; dazu hatte ich natürlich keine Zeit. Mehr oder weniger stark eiternde Wunden hat man fast pausenlos an den Unterschenkeln, und zwar durch die Dornen, deren öfters auch einmal einer durch die Gummisohle in den Fuß dringt, den man dann schön geradeaus herausziehen muß, damit die Spitze nicht drinbleibt. Eine immer stärker sich bemerkbar machende bleierne Müdigkeit war sogleich wie weggeblasen, als mir nach mehreren Wochen in dem Haus bei Arusha einfiel, daß ich zusätzlich zu der ausschließlichen Verwendung von Regenwasser wohl doch Vitamin- und Mineralstofftabletten einnehmen müßte und ich solche kaufte und nahm. Am Essen sparte ich diesmal nicht und aß mich bei jeder Gelegenheit in Hotels gründlich und vielseitig satt und zwischendurch aus reichlichen eigenen Vorräten. Während ich 1952 durch eine Anämie vorübergehend ziemlich entkräftet gewesen war, bemerkte ich hiervon diesmal nichts. Jedoch stellte sich mit meinem Wechsel kurz vor der Heimreise von Arusha nach Mombasa eine äußerst heftige fiebrige Bronchitis ein und plagte mich zehn Tage lang. Das monatelange Einatmen allzu vielen feinsten vulkanischen Staubes in den Steppen Nord-Tanganyikas mag da mitgespielt haben, von dem die Atemorgane nun im feuchtheißen Küstenklima sich befreiten. Beim Beziehen des vorerwähnten Hauses bei Arusha erlebte ich einen Massenansturm durstiger Hundeflöhe auf meine Beine. Zwar hatte ich sie nach mehreren Tagen mit Insektizid so ziemlich ausgerottet, aber die Hunderte von Flohstichen hatten zahlreiche Geschwüre zur Folge, welche sehr schlecht heilten, die letzten erst kürzlich zuhause. 1953 hatte ich durch lang nicht heilende Beinwunden zuhause eine sehr heftige Venenentzündung bekommen; diesmal blieb es beim Anfangsstadium einer solchen im stärker betroffenen Bein.

Daß ich von Bilharzia verschont blieb wundert mich sehr. 1952 war ich noch viel unvorsichtiger gewesen als jetzt, war unzählige Male stundenlang in Teichen, Tümpeln und Bächen gewatet und hatte darin sogar ihre Zwischenwirte, wasserbewohnende Lungenschnecken der Planorbidengattungen *Physopsis* KRAUSS, 1848, und *Biomphalaria* PRESTON, 1910, gesammelt. Sogar in Badewannen von Europäerhäusern kann man, da das Wasser ja öfter aus Teichen oder Bächen kommt, sich diese heimtückische Krankheit holen. Auch die Hakenwurmkrankheit ist in vielen Gegenden sehr verbreitet. Rückfallfieber kann man sich in zeckenverseuchten Eingeborenenbehausungen holen, aber solchen blieb ich stets möglichst fern und schlief, wenn nötig, im Wagen, Zelt oder ganz im Freien.

Seit nun am 8. August 1963 auch die letzte Frachtsendung unbeschädigt im Museum ankam, ist diese zweite Afrikareise im wesentlichen zu einem Abschluß gekommen, und zwar glatt und ohne irgendwelche fatale Zwischenfälle. Das wundert mich beim Zurückdenken noch jetzt manchmal; denn ein ungünstig gesonnenes Schicksal hätte reichlich Gelegenheit gehabt, dem ganzen Afrikaausflug ein jähes Ende zu machen oder seine Früchte teilweise oder ganz zu vernichten. Wenn zum Beispiel ein verheerendes Buschfeuer in der Usangu eher bei meinem abgestellten Wagen gewesen wäre als ich, der ich zu ihm rannte und ihn noch wegfahren konnte. Oder wenn er im Meru-Regenwald auf schmalem, regennassem Weg an einer Steilstelle, trotz Vorwärts-Geländegang und Vollgas rückwärts rutschend, nicht mit unglaublichem Glück mit stärkster Schlagseite, linkes Vorderrad hoch in der Luft, ich und beide Boys auf dem linken Trittbrett Gegengewicht bildend, noch schaukelnd hängengeblieben wäre anstatt ganz umzufallen und in der Tiefe zu landen. Auch als ich am 16. November 1962 bei Mvomero auf schauderhafter „Wellblechstraße" im 80-km-Tempo beide linken Hinterräder verlor und rund 200 m rückwärts und 60 m seitwärts im Busch wieder einsammelte, und als dennoch der schwer beladene Wagen weder umstürzte noch überhaupt Schaden nahm, oder als der afrikanische Game

Assistant am 14. März 1962 auf der Fahrt zu unserer nachher noch erfolgreichen Löwenjagd zwischen Morogoro und Dar es Salaam am Steuer eines Jeeps im 50-Meilen-Tempo aus mir unerklärlichen Gründen von der Asphaltstraße abkam, in den Buschwald raste und keinen einzigen Baum traf, hier und bei noch einigen anderen Gelegenheiten hatte der Reisefaden sehr dünne Stellen. Aber er riß nicht ab, und das ist die Hauptsache. Es liegt mir fern, hier nun noch eine Anzahl „Abenteuer" zu erzählen, zumal es meist auf eigene Fehler zurückzuführen ist, wenn Dinge schiefgehen. So kam ich mir absolut nicht rühmlich vor, als ich gegen Ende meiner Reise am 10. März 1963 nachts auf der durch den Tsavo-Park führenden Straße zwischen Mtito Andei und Voi eine geschlagene Stunde Halt machte, weil zwei Elefantenbullen darauf standen und mit aller Ruhe ästen, einer links und einer rechts gemächlich Zweige abrupfend. Der Wagen war bereits so gut wie verkauft, ich durfte keine Beschädigung mehr riskieren. Endlich, endlich war der eine etwa drei Meter rechts im Busch und der andere genau am linken Straßenrand. Mit vollen Scheinwerfern schob ich mich ganz langsam heran, sie scharf beobachtend, gab 20 m davor im 2. Gang Vollgas, sah durch die offene Schiebetür den linken Front machen, seine Stoßzähne sehr nahe dem Wagen, und war vorbei. 100 m weiter hielt ich mit laufendem Motor und konnte mir nicht verkneifen, zurückzuleuchten; der linke stand aufgeregt mit den Riesenohren flappend mitten auf der Straße, machte aber keine Miene, den Wagen zu verfolgen. Das tat dafür zehn Tage später gegen Abend im Lake Manyara National Park eine Elefantenkuh, die sich aus einer kleinen Herde löste, mich annahm und meinem blitzschnell wieder bestiegenen davonfahrenden Wagen noch etwa 100 m nachrannte. Auch einem Rudel Wildhunden sah ich mich einmal ganz plötzlich gegenüber, und zwar am 12. September 1962 im Buschwald nahe dem Great Ruaha. Vor solchen haben schon viele alterfahrene „Afrikaner" mehrere Stunden auf Bäumen sitzend verbracht, weil sie nichts zum Schießen bei sich hatten. Meine .22 Hornet-Büchse genügte auf die kurze Entfernung, und ich schoß ohne Verzug einen nach dem anderen ab, bis der Rest davonstob, und wir präparierten dann ein schönes ♂♀ davon. Ich war diesem Jagdglück dankbar und nahm künftig doch lieber und öfter ein Gewehr mit in den Busch, auch wenn ich „nur Schnecken sammeln wollte".

Schlangenbißserum hatte ich samt Injektionsspritze usw. diesmal meist mit mir im Busch. Ich sah ganz erheblich mehr Schlangen als auf meiner ersten Reise und sammelte eine größere Zahl in Alkohol. Von 114 für Tanganyika nachgewiesenen Schlangenarten sind 22 giftig. Unglücksfälle durch Schlangenbiß sind relativ selten, obgleich fast alle Eingeborenen barfuß oder nur mit Sandalen gehen. Häufiger werden Hunde gebissen, und das ganz einfach weil sie schneller sind. Wenn ich durch den Busch oder über die Grassteppe ging, sah ich bisweilen eine Schlange in großer Eile verschwinden. Nur einmal sah ich gerade noch eine Puffotter, auf die ich höchstwahrscheinlich mit dem nächsten Schritt getreten wäre. Das war ausgesprochenes Glück, denn man schaut ja nicht immer vor sich aufs Gras, und ich hatte auch weder einen Boy noch Serum bei mir und lief in leichten Turnschuhen ohne Strümpfe. Erst nach einer Weile verschwand das sehr giftige Reptil in seinem Erdloch. Ein andermal, ebenfalls abends um die Zeit des Sonnenunterganges, untersuchte ich zu Fuß eine Sumpfstelle, ging mehrfach hinüber und herüber, überlegend, wie ich am besten die weiche Stelle überwinden würde. Dann rief ich den Boy aus dem Wagen, um Äste zu holen; und der sah sie sofort, eine dicke Puffotter, die da lag, wo ich hin- und hergegangen war. Direkt am Haus in Iringa lebte während der ganzen zwei Monate, die ich es bewohnte, eine schwarze Mamba (*Dendroaspis polylepis*) von gut 2,5 m Länge, ohne daß wir sie auch nur hätten erschießen können. Meine Boys sahen sie öfter, aber bis sie mich gerufen hatten, war die braune Schlange längst blitzschnell im Gestrüpp verschwunden und durch keine Steinwürfe herauszubringen. Außer in ihren sehr langen Giftzähnen und mithin

der Schwierigkeit, das tiefsitzende Gift im Falle eines Bisses auszusaugen, liegt die Gefährlichkeit der Puffotter (*Bitis arietans*) darin, daß sie gewöhnlich nicht flüchtet, im Gegensatz zu fast allen anderen Schlangen.

Mit der Erfahrung wächst auch die Zuversicht, jede noch so unmögliche Lage irgendwie zu meistern und wieder herauszukommen; man wird allmählich leichtsinnig, möchte Großwild noch näher als bisher fotografieren oder auf noch schwierigeren Tracks mit dem Wagen in noch entlegenere Gegenden vordringen, noch größere Tiere mit der kleinen .22 Hornet-Büchse aus größerer Nähe mit gutem Schuß erlegen. Doch in einer Hinsicht gab es keinen Leichtsinn: die Ausrüstung mußte stets tadellos in Ordnung sein, wenn ich losfuhr. Lieber gab ich einen Tag dran und ließ erst am Wagen etwas reparieren, was nicht in Ordnung war, und sei es nur ein platter Reservereifen. In Ordnung mußten zweitens stets die Waffen sein. Im Wagen war nie ein Schuß im Lauf, und draußen wurde erst angesichts von Wild repetiert. Nur bei nächtlichen Gängen trug ich die Schrotflinte stets geladen, und zwar wenn mit Begegnungen mit Großraubtieren zu rechnen war mit SSG-Munition; Büchsen haben da wenig Wert. Daß nachts draußen im Busch eine starke Taschenlampe äußerst wichtig ist, viel wichtiger als ein Gewehr, kann gar nicht genug betont werden. Denn selbst das gefährlichste Tier ist im geblendeten Zustand ziemlich hilflos und außer Gefecht gesetzt; und da nachts jedes Tier, besonders jedes Raubtier, todsicher in die Lichtquelle blickt, sieht man auch dessen Augenpaar, wenn man die Lampe dicht genug an die eigenen Augen hält, etwa vor den Mund, und lernt bald beurteilen, zu welchem Tier die reflektierenden Augen gehören. Obgleich nächtliches Jagen verboten ist, weil es sehr leicht ist, muß man gewisse Arten doch nachts schießen, weil sie tags nie unterwegs sind. Man geht nahe genug heran, d. h. etwa 30 m oder näher, und schießt mit Schrot Kal. 12 und starker Lampe. Das Stachelschwein hätte ich anders nie bekommen, auch nicht die Kaffernkatzen, die Genetten und manche Mangusten. Antilopen kann man nachts manchmal auf 10 m und näher angehen; aber bei jagdbarem Wild hielt ich mich selbstverständlich an die hierfür erlaubte Zeit zwischen Sonnenaufgang und -untergang. Im Licht der Autoscheinwerfer sieht man öfter Tiere so gut wie hilflos auf der Straße oder im Gelände stehen, ein sehr leichtes Ziel. Aber bei allem Bestreben, eine reiche Ausbeute heimzubringen, brachte ich es nicht übers Herz, auf solche Weise zu schießen; es wäre mir wie Mord vorgekommen. Ich erinnere mich an eine Impala-Herde am Rande der Sanya-Steppe; der prachtvolle Bock kreuzte die Asphaltstraße als letztes Tier, ganz vorsichtig gehend, und kaum spürte er Gras unter den Hufen, machte er einen hohen und weiten Satz und noch einen und war seitlich verschwunden. Wahrscheinlich ist er jetzt doch ein Stück meiner Säugersammlung, aber einige Tage später an einem Vormittag nach harter Pirsch ehrlich aus 200 m Entfernung mit der Kugel erlegt. „Give him a chance" sagte der Engländer, und ich kann ihm nur beistimmen. Auch wenn es mehr Anstrengung kostet.

Im Wagen hatte ich immer Abschleppseile, starke Stricke, Spaten, Ersatzteilkiste, Luftpumpe, einen Kanister Benzin, einen mit Trinkwasser, Essenvorräte, Schlafausrüstung, Lampen. Wollte ich jagen, waren meist beide Büchsen und die Schrotflinte Kal. 12 im Wagen, natürlich entsprechende Munition dazu. Das Dialyt 16 x 56 von HENSOLDT lag immer griffbereit im Handschuhkasten. Das notwendigste Präpariergerät war ebenfalls dabei für den Fall, daß wir etwas Großes schießen würden, das unterwegs abgehäutet werden müßte oder wenigstens teilweise. Bisweilen blieben wir nachts draußen und richteten uns im Wagen für die Nacht ein, wenn wir festsaßen oder noch nichts erlegt hatten. Eine Staude Bananen war Universalnahrung; Fleisch konnten wir genug schießen. Waren die Wege gut, fuhr ich meist ziemlich schnell. Ging es weglos durch das Gelände, war das Tempo langsamer, und die Boys mußten genau auf etwaige Erdferkellöcher, große Steine oder Baumstümpfe achten, die eine große

Gefahr bildeten, oder daß wir beim Herausfahren unsere eigene Spur möglichst wiederfanden, was stets eine gewisse Garantie gegen Zusammenstöße und Verirren darstellte. Zeit war ein Faktor, mit dem ich gewöhnlich nicht knauserte, stets nur bestrebt, nicht Bruch zu machen oder steckenzubleiben. Vor unklaren Fluß- und Bachübergängen nahm ich sie mir reichlich, untersuchte Furten watend, ehe ich durchfuhr, baute weiche Stellen in Sümpfen gründlich aus, und wenn es Stunden dauerte, markierte den Weg mit Papierfetzen, damit ich ihn rückwärts wiederfand.

Fahrenkönnen aber ist die Grundvoraussetzung für alles; der Wagen mußte unbedingt fahrbereit bleiben, sonst sah es trübe aus für uns, und der Opel-Blitz-1,9-to.-Kastenwagen hat mich nie im Stich gelassen, sofern ich ihm nicht Dinge zumutete, für die er nicht gedacht und nicht gebaut war, wie z. B. aufgeweichte Schlammstrecken. Sie waren unser Hauptfeind und machten uns viel zu schaffen. Mangels Vierradantrieb nützten die 70 PS gar nichts, wenn die Zwillingsräder hinten sich wie glatte Walzen hoffnungslos drehten, Schlamm und Wasser spritzend den Wagen keinen Zentimeter vorwärtsbrachten, der immer tiefer einsank. Und das war zwischen Dezember 1962 und März 1963 oft der Fall. Denn wenn ein größeres Säugetier geschossen war, mußte der Wagen ja ohne Weg irgendwie herangebracht werden, um es einzuladen. Meist war es so, daß wir im beabsichtigten Jagdgebiet ihn unter einer Schirmakazie stehenließen. Ein Boy blieb dabei, der andere begleitete mich mit der zweiten Büchse. Manchmal hatten wir Wild schon vom Wagen aus gesehen, und das erlegte Stück lag nur ½ oder 1 km vom Fahrweg entfernt. Oft genug aber ging es flüchtig ab, oder wir hatten gar kein Wild vom Wagen aus gesehen, und wir kamen erst 3 oder 5 oder mehr Kilometer vom Wagen entfernt zum Schuß. Dann schleppte ich es gewöhnlich zusammen mit dem Boy unter einen Baum oder Busch, und wenn kein solcher Schattenspender da war, bedeckten wir das Tier mit Gras gegen die grellen Sonnenstrahlen. Der Boy blieb dabei; ich ließ ihm zu seiner Beruhigung die eine Büchse, nahm die andere und marschierte zum Wagen und holte ihn heran. Später lernte mein Präparierboy, den Wagen im 1. Gang heranzufahren; das sparte mir erheblich Kraft und Zeit, denn jetzt blieb ich beim erlegten Tier und schoß bisweilen in der Zwischenzeit noch ein zweites, bis der Wagen heran war.

Aber auch die Straßen haben ihre Tücken. An ihrer Breite ist meist nicht gespart, aber an der der vielen Brücken. Man möchte in Schußfahrt zu Tal sausen, aber der Lenker gehorcht wegen des ewigen „Wellblech" nicht recht, und so tritt man auf die Bremse, um die schmale Brücke nicht zu verpassen. Diese „Zielbrücken", wie wir sie nannten, sind wenig breiter als ein Wagen, meist ohne Seitensicherung, und wenn sie aus Holz sind, muß man richtig auf die Längsplanken kommen für die linken und rechten Räder, sonst passiert ein Unglück. Für den Fall, daß so eine Brücke gerade unter Wasser steht, sind an ihrem Anfang und Ende seitlich je zwei Stangen; man fährt dann also durch das erste Stangenpaar in Richtung aufs zweite, und wenn man Sinn für gerade Richtung hat, fällt man auch nicht hinunter.

Unter den lebenden Hindernissen sind Betrunkene nicht gerade selten. Besonders sonntags blüht in Tanganyika das Geschäft mit dem Hirsebier („Pombe") fast überall, und während die Eingeborenen sonst bei Annäherung eines Wagens respekt- oder auch angstvoll seitlich von der Straße verschwinden, sind ihre Bewegungen unter Alkoholeinfluß weniger vorauszusehen. Da im Falle einer Kollision fast immer sofort ein Menschenauflauf entsteht und dem Europäer die Schuld gegeben wird, wurde in Tanganyika nach einigen Lynchfällen angeordnet, daß europäische Kraftfahrer sich um einen Überfahrenen nicht kümmern, sondern weiterfahren und erst auf der nächsten Polizeistation sich melden sollen. Mittelgroße bis sehr große Tiere können bei schnellen Nachtfahrten zu Zusammenstößen führen. Mehr als einmal mußte ich wegen

einer Giraffe scharf auf die Bremse treten, einmal wegen zweier Löwen. Von Elefanten habe ich schon berichtet, Nashörner und Büffel habe ich nachts nie auf der Straße angetroffen.

So fortschrittlich das junge Staatswesen Tanganyika gerne sein will — im Busch lebt doch noch ein gutes Stück „altes Afrika". Hier ist die Macht der Medizinmänner noch ungebrochen, hier werden noch kultische Tänze getanzt und Geister ausgetrieben. Daß wir auf größeres Wild jagten verstanden überall auch die primitivsten Eingeborenen, denn sie nahmen selbstverständlich an, daß wir es aufessen wollten. Dem Sammeln und Präparieren kleiner Vögel begegneten sie in manchen Gegenden bereits mit Mißtrauen. Wenn einer aber sogar im Boden gräbt, sei es nach Wirbellosen, sei es nach Gesteinen, dann ist ihnen das unverständlich und nur mit Zauberei zu erklären. In der Missionsstation Matombo erzählten mir die Patres, daß einige Zeit vorher ein Geologe gerade mit knapper Not sich noch in die Kirche retten konnte, atemlos um sein Leben rennend und von einer erregten Eingeborenenschar mit Buschmessern, Keulen u. ä. verfolgt, die den „Zauberer" umbringen wollte, der Unglück über die Gegend brachte. Auch in einer anderen Mission desselben Distriktes, in Bigwa, warnte mich der Pater, auf der Hut zu sein; es gehe das Gerücht, ich sei ein „Mummiani"-Zauberer. Solche, so glauben die zauberfürchtigen Schwarzen, töteten kleine Kinder, nähmen deren Gehirn heraus und tränken ihr Blut. Da es nun zum Präparieren unserer Vögel gehörte, daß wir auch deren Gehirn herausnahmen, was natürlich öfter Eingeborene sahen und weitererzählten, gab unsere Tätigkeit reichlich Nährboden für ebenso unsinnige wie gefährliche Gerüchte. Und das gerade in Gegenden, in denen der größte Teil der Eingeborenen getauft ist und zu Missionen gehört. Die beste Abwehr war die Tatsache, daß ich ganz offiziell in der Mission wohnte und nicht irgendwo campte; die zweitbeste waren die Waffen. Hinter dem einsamen Buschhotel Chimala war kurz vor meinem Dortsein der Sohn des schottischen Besitzers beim Ausschachten für ein neues Wasserreservoir auf ein Menschenskelett anscheinend höheren Alters gestoßen, fotografierte es, ein Anthropologe interessierte sich dafür. Doch alle wissenschaftliche Auswertung wurde unter Druck der zauberfürchtigen Eingeborenen unterbunden; ein Medizinmann erschien und forderte, daß das Skelett unverzüglich wieder zu beerdigen sei in der von ihm angegebenen Lage und Himmelsrichtung, was denn auch geschah, um heimtückischen Gefahren auf solch einsamem Posten zu entgehen. Am beliebtesten sind heute immer noch Giftmorde, deren ich selbst mehrere erlebte. So fuhr ich einen rätselhaft erkrankten Pater der Mission Mlali am 4. April 1962 in schnellster Fahrt von Mgolole bei Morogoro ins Krankenhaus nach Dar es Salaam, wo er zwei Tage später starb. Da sogar Hund und Katze seiner einsamen Missionsstation an Gift starben, war die Todesursache nachträglich klar.

Gute Aufklärungsarbeit leisteten meine Boys, versuchten den stets reichlich vorhandenen Zuschauern klarzumachen, zu welchem Zweck wir Vögel und Säugetiere, Schnecken und Insekten sammelten und konserviert mitnahmen. Kleine ausgesetzte Geldbeträge taten hie und da Wunder, und kaum waren die ersten Cents oder Shillings für lebend gebrachte Reptilien, Tausendfüßer, Käfer oder Schnecken ausgezahlt worden, als meist ein Andrang einsetzte und nicht nur mir erwünschte, sondern alle möglichen Tiere, Nester usw. angebracht wurden. Ulkig wirkt die Angst, die die Eingeborenen vor den an sich so harmlosen Chamäleons haben. So gerne sie sich die 50 Cents für eines verdienten, so abergläubisch waren sie und faßten um keinen Preis eines an, sondern brachten sie stets vorn auf einem möglichst langen Ast sitzend an, den sie am dicken Ende anfaßten und so vor sich hertrugen.

Man könnte leicht einen ganzen Band dieser Zeitschrift nur mit solchen allgemeinen Dingen einer Ostafrikareise füllen, die einem dort jahrzehntelang ansässigen Europäer alle geläufig sind. Wenn ich hier etwas ausführlicher

geworden bin, dann nur weil ich annehme, daß der eine oder andere Interessierte diese Zeilen lesen wird, der selbst einmal dorthin in ähnlicher Weise reisen will wie ich es zweimal getan habe. Auch die höchstgespannten wissenschaftlichen Vorbereitungen und Erwartungen aber sind zwecklos, wenn man an elementaren Fehlern scheitert.

Und nun möchte ich versuchen, chronologisch über die Reise selbst zu berichten. —

Von der ersten Ostafrikareise 1951/53 brachte ich eine nicht ganz schlechte zoologische Ausbeute mit: 49 größere Säugetiere, 1518 Vogelbälge, mehrere hundert niedere Wirbeltiere, einige tausend Insekten und eine sehr große Anzahl Mollusken, außerdem vieles andere. Aber einiges war recht unvollkommen gewesen und konnte nur durch stetes Improvisieren, zahlreiche Hilfen im Lande lebender Europäer und großen Fleiß einigermaßen wettgemacht werden. Ich hatte keine gute Büchse mit, keinen Wagen und keine gute Fotoausrüstung, das waren die schwächsten Punkte; außerdem waren meine Geldmittel so gering, daß ich einfach gezwungen war, die damals noch zahlreichen Einladungen anzunehmen, irgendwie zu einer Reiseroute anzuordnen und mich jeweils da möglichst lange aufzuhalten, wo es wenig oder nichts kostete. Die allermeisten Exkursionen machte ich zu Fuß. Daher die große Vogel- und Molluskenausbeute; und wenn ich trotzdem einiges an Wild mitbrachte, dann nur weil man damals auch zu Fuß noch einiges in erlaufbarer Entfernung vom Quartier bekommen konnte, und weil außerdem meine Gastgeber mich viele Male weit hinausfuhren mit ihrem Wagen, damit ich etwas schießen konnte. Diesmal fand ich eine veränderte Lage vor. Die Europäer haben andere Sorgen als einem armen Museumszoologen zu helfen; viele sind schon gar nicht mehr im Lande oder tragen sich mit Aufbruchsgedanken. Der Lebensstandard ist nicht nur bei uns höher geworden, sondern auch in Ostafrika erwartet man, daß ein in staatlichem Auftrag reisender Zoologe einen Wagen und genügend Geld hat. So war schon bald nach Rückkehr vor zehn Jahren der Wunsch wachgeworden, noch einmal eine Ostafrikareise zu machen, die nicht unter den Mängeln der ersten leiden würde und deren Ergebnisse dementsprechend besser sein würden. Diesmal hatte ich zwei sehr gute Büchsen mit, einen geeigneten Wagen und meine eigene, allen Wünschen gerecht werdende Fotoausrüstung und ebensolche Campingausrüstung, und dazu auch etwas mehr Geldmittel. Ich war also erheblich unabhängiger und beweglicher und brauchte nicht mehr meist das unangenehme Gefühl zu haben, meinen Gastgebern zur Last zu fallen, ganz abgesehen davon, daß großzügige Einladungen sehr selten geworden waren.

Durch die mehrjährige Beschäftigung insbesondere mit den ostafrikanischen Land- und Süßwassermollusken, aber auch anderen Tiergruppen erwarb ich in wachsendem Maße Kenntnisse der Formen, aber auch der sich anbietenden Fragestellungen, und in gleichem Maße wuchs der Wunsch, mit diesen nunmehr ungleich besseren wissenschaftlichen Voraussetzungen noch einmal an Ort und Stelle malakologisch zu arbeiten. Und drittens war klar, daß die größeren Säugetiere in ihrer Gesamtheit nicht zu-, sondern abnehmen, und zwar größtenteils ganz schnell. Außerdem gingen Tanganyika und die anderen Länder Britisch-Ostafrikas ihrer Unabhängigkeit entgegen, und niemand wußte, wie danach die Lage dort sein würde und ob man überhaupt noch eine wissenschaftliche Reise mit Erfolg würde ausführen können. Besonders aus diesem Grund galt es, nicht lange zu zögern, und schon bald nach meinem Dienstantritt am hiesigen Museum erklärte ich mich grundsätzlich bereit, noch einmal in absehbarer Zeit eine längere Reise nach Ostafrika zu unternehmen, um sowohl museal zu sammeln unter besonderer Berücksichtigung von Säugetieren, Vögel, Insekten u. a. für die aufzubauende Schausammlung, als auch die früheren Molluskenstudien fortzusetzen. In absehbarer Zeit, weil es in einigen Jahren bereits zu spät sein könnte, wie schon gesagt, und weil immer mehr der noch

vorhandenen Verbindungen abreißen und man schließlich auch nicht jünger und leistungsfähiger wird. —

1952 hatte mir Herr TH. ANDERSEN, Manager einer Sisalpflanzung und anerkannter privater Vogelsammler, entscheidend geholfen, indem er mir Quartier, Transport und einen seiner afrikanischen Vogelpräparatoren langfristig zur Verfügung stellte. Seitdem immer in engem Kontakt mit ihm, war ich durch seine Briefe und Besuche stets über die allgemeine Lage in Tanganyika und seine persönliche gut im Bilde, und nachdem wir 1959 eingehend über meine eventuelle Reise korrespondiert hatten, sah es so aus, als ob ich mit relativ geringen Mitteln von seinem Wohnsitz Kisangara am Westfuß der North Pare Mountains als Standquartier aus den Großteil der Säuger und natürlich auch Vögel würde sammeln können, ohne allzu weite Jagdsafaris machen zu müssen in dieser noch recht wildreichen Gegend (50 km südöstlich von Moshi). Aber Mitte Juni 1960 wurde er auf eine andere Sisalpflanzung bei Soga versetzt, 60 km westlich von Dar es Salaam im klimatisch unangenehmen und dazu sehr wildarmen Küstenland, bot mir aber bei seinem Besuch im Januar 1961 in Karlsruhe an, zwei Räume des sehr hübschen Gästehauses für die ganze Dauer einer Tanganyikareise als festen Stützpunkt zu benutzen, zweitens mehrere Monate vorher einen geeigneten Boy im Vogelpräparieren anlernen zu lassen, den ich dann sofort übernehmen könne, und schließlich drittens rechtzeitig einen gebrauchten, preiswerten, aber noch gut brauchbaren Wagen für mich zu kaufen. Ein günstig zu einem Hafen gelegenes, gegen Einbruch, Nässe, Termiten, Ameisen, Ratten usw. gesichertes und gelegentlich überwachtes Standquartier, möglichst an einer Bahnlinie, ist von großer Wichtigkeit für eine solche Reise. 1952 hatte mir der junge englische Curator des King George V Memorial Museum in Dar es Salaam einen ganzen Saal für über ein Jahr kostenlos zur Verfügung gestellt. Aber mittlerweile war durch Fertigstellung der Schausammlung dort kein Raumüberfluß mehr, und so war ich froh für das Gästehaus in Soga. Man muß aus dem Inland von Zeit zu Zeit einige der bald in die Dutzende gehenden Kisten mit Ausbeute absenden, kann sie schon rein raummäßig nicht lange mit herumschleppen, ganz abgesehen, daß ihr empfindlicher Inhalt vom vielen Transportieren nicht besser wird, braucht also unbedingt eine Auffang- und Lagerungsstelle.

Am 1. Dezember 1960 sprach ich in Karlsruhe mit Herrn Prof. Dr. E. ACKERMANN. Er wollte im Sommer 1961 zwecks geologischer Studien mehrere Monate nach Ostafrika reisen und einen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft hierfür bewilligten Opel-Blitz-1,9-to-Kastenwagen mitnehmen, den er anschließend im Lande verkaufen sollte. Später erklärte sich Herr Prof. ACKERMANN einverstanden, wenn der Wagen anstatt verkauft auf mich übertragen würde. Am 9. Juni 1961 stellte ich einen entsprechenden Antrag an die D.F.G., den diese mit Schreiben vom 9. Oktober 1961 zusagend entschied. Ich darf hierfür auch an dieser Stelle meinen besten Dank aussprechen. Der Sorge um einen Wagen war ich damit enthoben, denn da Herr Prof. ACKERMANN Ende Oktober aus Ostafrika abreisen und ich im Dezember ankommen würde, stünde mir der mittlerweile untergestellte Wagen sofort bei Ankunft zur Verfügung.

Etwas schwieriger war die finanzielle Seite der Reisevorbereitungen. Gegen Ende 1960 erfuhr ich, daß ich aus Mitteln der von-KETTNER-Stiftung einen namhaften Zuschuß erwarten könnte, der über die Hälfte der Gesamtkosten für Ausrüstung und die Reise selbst decken würde.

Als sich auch das Kultusministerium Baden-Württemberg am 22. Juni 1961 bereiterklärte, die noch bestehende Lücke zu schließen, erschien die finanzielle Seite des Unternehmens gesichert. Dem Naturwissenschaftlichen Verein Karlsruhe bin ich für die Vermittlungen der Stiftungsmittel, ebenso wie dem Kultusministerium für sein Verständnis und sein Entgegenkommen zu großem Dank verpflichtet.

Ungeachtet der Unsicherheit, die zunächst bezüglich der Reisefinanzierung bestand, betrieb ich ab Anfang 1961 zügig die Vorbereitungen, um nachher zeitmäßig nicht ins Gedränge zu kommen. Schon im Oktober 1960 hatte die Firma PERUTZ, München, sich bereit erklärt, mich kostenlos mit einer größeren Menge Farbumkehr- und Schwarzweißnegativfilmen für meine Leicas auszustatten gegen spätere Entnahme einiger Bilder für Werbezwecke nach ihrer Wahl. Die Firma ERNST LEITZ, Wetzlar, lieh mir ein TELYT 1 : 5/400 mm kostenlos, und ich vervollständigte meine mitzuführende rein private Fotoausrüstung durch Kauf zahlreicher Teile, wobei ich insbesondere das Zubehör für Nahaufnahmen erwähnen möchte einschließlich eines Multiblitz Press-Elektronenblitzgerätes mit Normal- und Ringlampe mit Einstellämpchen. Die Firma KELLER & KNAPPICH, Augsburg, sagte mir im Februar 1961 wiederum eine PRINCESS-Kleinreiseschreibmaschine zu; ich hatte bereits auf der ersten Reise eine solche leihweise erhalten, und auch die zweite hielt ohne den geringsten Defekt tadellos die eineinhalb Jahre durch. Die Firma M. HENSOLDT & Söhne, Wetzlar, stellte mir im Mai wiederum kostenlos leihweise ihr schon auf der ersten Reise bewährtes Dialyt 16 x 56 zur Verfügung. Das Touristenvisum für Tanganyika beantragte ich am 13. April und erhielt es am 29. Mai 1961. Die vier Jagdgewehre, auf die später noch zurückzukommen sein wird, bestellte ich am 24. April bei der Firma W. GEHMANN in Karlsruhe, bei der ich ihre Herrichtung in besten Händen wußte, und sie wurden bereits am 2. Juni geliefert. Im April und Mai besorgte ich mir auch die fünf vorgeschriebenen Impfungen. Am 24. Mai erhielt ich die Bestätigung für meine Hinpassage von Genua nach Dar es Salaam im Laufe des November mit einem Frachtschiff des Lloyd Triestino, M.S. „A. BERTANI", zahlte daraufhin am 5. Juni 25 % und am 12. Oktober die restlichen 75 % für Hin- und Rückpassage. Vorher bezahlte Rückreise ist Voraussetzung für Erteilung eines Visums für Tanganyika sowie bei Ankunft dort für die eines Visitor's Pass, einer Aufenthaltsgenehmigung durch den Immigration Officer. Die mitzunehmende zahlreiche Jagdmunition wurde von den Firmen I.W.K., Werk Grötzingen, GENSCHOW, Karlsruhe-Durlach, W. GEHMANN, Karlsruhe, und DYNAMIT NOBEL, Nürnberg, sehr schnell und günstig geliefert. Die Firma C. WALTHER in Ulm überließ mir schließlich leihweise eine 9 mm Parabellum-Pistole kostenlos.

Unzählige weitere Dinge mußten erledigt werden und waren es zumeist, bevor noch die geldliche Seite geklärt war. Aber auch in den letzten Wochen war noch genug zu tun, und am 20. Oktober ging das Großgepäck als Fracht nach Genua ab, das auf demselben Schiff befördert wurde. Ich selbst war zum 14. November 1961 vormittags zum Büro des Lloyd Triestino in Genua bestellt. Nach umfangreichem Geldwechseln, zum größten Teil in auf britische Pfunde lautende Reiseschecks, reiste ich am 12. November 1961 um 23.42 Uhr mit D-Zug ab Karlsruhe nach Genua.

Nach Besorgung eines Quartiers ging ich am folgenden Nachmittag zum Büro des Lloyd Triestino und erfuhr, daß das Frachtschiff „A. BERTANI" durch die vielen Regen noch gar nicht aus Triest um Italien herum angekommen sei und die Einschiffung erst am 18. sei; man habe mir heute morgen ein Telegramm geschickt. Am nächsten Tag teilte man mir telefonisch mit, das Schiff werde am 20. abends auslaufen, und die Einschiffung sei um 15 Uhr am gleichen Tag. Nun, im Dezember 1951 hatte ich in Genua im gleichen Quartier elf Tage zunächst auf die Ankunft und dann auf das Auslaufen des Frachters gewartet. Wenn ich mich dennoch entschlossen hatte, wieder ein solches unpünktliches und ziemlich langsames Schiff zu nehmen, dann weil

a) Genua—Dar es Salaam die kürzeste und damit billigste Passage ist,
b) man sehr viel Gepäck mitnehmen kann, einen großen Teil als Freigepäck und den Rest relativ preiswert als Übergepäck; alles steht bei Ankunft im Zielhafen sofort zur Verfügung;

c) weil Frachtschiffe stets mehrere Häfen unterwegs anlaufen und dort längere Zeit liegen, so daß man ausgiebig Landexkursionen machen, sammeln und ganz andere Landschaften kennenlernen kann als sie Tanganyika bietet. Hierbei gesammelte Insekten gab ich in den Kühlschrank und präparierte sie in der Kabine während der Weiterfahrt, um die Liegezeit möglichst zum Sammeln zu nutzen.

d) Man hat eine geräumige Zweibettkabine, wenn man Glück hat sogar für sich allein, und kann die Seereise in aller Ruhe für die verschiedensten Vorbereitungsarbeiten nutzen, zu denen man vorher daheim nicht kam, fühlt sich in jeder Hinsicht unter den wenigen Passagieren und in nahem Kontakt zu Offizieren und Mannschaft der Besatzung wie in einer großen Familie gut aufgehoben.

Die Wartezeit in Genua nutzte ich zu einigen Sammelexkursionen auf die umliegenden Berge und vor allem zu mehreren langen Besuchen im etwas altmodischen naturkundlichen Museum und in den beiden neuzeitlich und geschmackvoll eingerichteten Gemäldegalerien in der Via Balbi.

Als ich am Morgen des 20. November in das mir wohlbekannte Hafenbecken schaue, macht die „A. BERTANI" gerade fest; wenigstens ein Hoffnungsschimmer, daß es nun nicht mehr lange dauere. Kurzum — am 25. November um 14.30 Uhr beginnt endlich die Einschiffung, und zwei Stunden später ist alles erledigt, ich wohne und esse ab jetzt auf dem Schiff, aber los geht die Fahrt erst am 28. um 20.00 Uhr. Zwei Schlepper ziehen das schwer beladene Schiff langsam vom Ponte B. Assereto ab. Die Hafenausfahrt passiert es bereits mit eigener Kraft, der Lotse steigt schon vorher auf sein Boot über. Wir acht Passagiere stehen noch stundenlang an Deck oder auf der Brücke und schauen zum Lichtermeer der langsam backbords sich entfernenden Küste hinüber. Am 30. früh passieren wir die Insel Stromboli sehr nahe, zwischen 10 und 11 Uhr die Straße von Messina, und etwa um 14 Uhr verschwindet Kalabrien links rückwärts in dunstiger Ferne. Anderntags ab 13.30 Uhr ist links Kreta zu sehen. Am 3. Dezember wird das Wasser zunehmend milchig-trübe: wir nähern uns der Nilmündung. Kurz nach 12 Uhr machen wir im Hafen von Port Said fest und fahren um 22.30 Uhr abends als 3. Schiff eines 28 Schiffe umfassenden Convois in den Suezkanal ein. Als der Morgen des 4. dämmert, ankert unser Schiff bereits im Großen Bittersee, dem mittleren „Wartezimmer" des Kanals, in dessen beiden Abschnitten ja Einbahnverkehr ist. Um 13.05 Uhr lichten wir Anker und fahren mit einem anderen, diesmal deutschen Lotsen in den Südteil ein. Die Uferbefestigung, an der vor zehn Jahren noch sehr gebaut wurde, ist fertig, und dadurch wurde die Fahrgeschwindigkeit auf 8 Knoten heraufgesetzt. Mehrfach sehe ich Delphine sehr nahe am Schiff auftauchen oder springen. Kurz nach 16 Uhr passieren wir Port Tewfik bei Suez und fahren, nachdem wegen einer kurzen Strecke nochmal ein anderer Lotse gekommen ist, in den Golf von Suez des Roten Meeres ein. Hier scheint gegen Abend sogar etwas die Sonne, nachdem es den ganzen Tag über bedeckt und kalt war, viel unfreundlicher als vorher auf dem Mittelmeer.

Am 5. Dezember ist es bereits schön warm im Roten Meer, und am 6. morgens erwache ich schon sehr früh durch die Hitze. Am 7. mittags sind wir etwa 17° N, Luft- und Wassertemperatur betragen 29°. Ich beobachte stundenlang Schwärme fliegender Fische von bis zu etwa 20 Stück, die seitlich vom Schiff sehr dicht über der Wasseroberfläche wegsegeln. Auch eine große Schule Delphine ist minutenlang gut zu beobachten. Am 8. um 10.30 Uhr macht unser Schiff in dem neuerbauten Hafen von Assab fest; die Pässe werden eingesammelt, kurz nach 11.30 Uhr halte ich endlich den Erlaubnisschein an Land zu gehen in der Hand.

Bis zum Erreichen der „Stadt" Assab wird der Schein bereits viermal und meine Reisetasche mit den Sammel- und Fotoutensilien dreimal kontrolliert.

Außer einer neuen Schule, einer schönen koptischen Kirche und wenigen neueren Häusern sehe ich nur unschöne, ärmliche oder vernachlässigte Bauten, außer zwei Palmenhainen kaum etwas kümmerliche Vegetation auf dem vulkanischen Boden. Etwa 2 km außerhalb des Ortes finde ich etwas Grasvegetation und dort auch Insekten nebst sehr kleinen Eidechsen und einigen Vögeln, darunter Dohlen. Ein junger Eingeborener, der mir schon stundenlang gefolgt ist, läßt sich nicht abschütteln. Dann sind es deren zwei, bis sie plötzlich sich sehr ernst zu schlagen und raufen beginnen und der eine verschwindet. Später erscheint ein freundlicher junger Polizist mit Holzkeule, hat den verschwundenen festgenommen und tut dasselbe auch mit meinem „ständigen Begleiter". Beide haben mich überfallen wollen und sich deshalb geschlagen, weil sie nicht einig wurden, wer meine Armbanduhr haben sollte; ich möge bitte zur Stadt zurückkehren, da man für meine Sicherheit nicht garantieren könne und Fremde mit einer so großen Reisetasche, auch noch weit abseits jeder Straße, hier mit Vorliebe unter Benutzung eines Messers, das hier fast jeder trage, überfallen und ausgeraubt würden. Ich bedanke mich, fotografiere meinen Beschützer samt seinen beiden Festgenommenen, sammle noch ein wenig und marschiere dann mit vielen Sammelpausen langsam hinter den dreien her zum Ortsrand zurück. Das war also Assab in Eritrea, das seit 1890 italienische Kolonie war und 1952 mit Äthiopien vereinigt wurde, nach fast neunjähriger Pause wieder der erste Tag auf afrikanischem Boden, aber ein reichlich merkwürdiger. Noch in derselben Nacht um 1.30 Uhr läuft unser Schiff aus.

Am Morgen des folgenden Tages sehe ich in etwa 400—500 m etwa 7—8 große Wale, und zwar ihre Sprühfontänen und bisweilen auch Teile der Köpfe. Sie zeigen kaum Fortbewegung und halten ziemlich eng zusammen. Kurz nach 12 Uhr machen wir im Hafen von Djibouti fest. Hier, in Französisch-Somaliland, sind geordnete Verhältnisse, keinerlei Formalitäten nötig, viele Europäer, schöne Gebäude. Der sandige Boden hat viel mehr Vegetation als die vulkanische Wüste um Assab, und dementsprechend ist die Sammelausbeute des Nachmittags und des folgenden Vormittags nicht ganz schlecht. Am 10. Dezember um 13.45 Uhr fahren wir ab mit nächstem Ziel Mogadishu. Am 11. erscheint ein einzelner Wal im Golf von Aden. Ein rasch stärker werdender Nordostmonsun bringt angenehme Kühle. Nachts um 2.30 Uhr passieren wir Kap Guardafui und machen am 12. bei von hinten wehendem Monsun gute Fahrt. Außer einem einzelnen Hai sehe ich kein Tier. Am 13. sehe ich, vorn auf dem Schiff stehend, einen einzelnen Tagfalter und eine Libelle darüberfliegen; der Abstand von der Küste beträgt mindestens 10 km. Am frühen Morgen des 14. macht unser Schiff eine große Schleife und ankert mit Bug nach Norden um 7.00 Uhr vor Mogadishu, über 1 km von der Mole des kleinen Hafens entfernt. Der Agent kommt, es gibt Post, die Landerlaubnisscheine werden sofort an Bord getippt, das Entladen von über 1600 Tonnen über Leichter bei ganz anständigem Seegang beginnt; ich habe die Sammelsachen gepackt und halte nach einer Möglichkeit Ausschau, an Land mitgenommen zu werden. Mit Ladebaum werde ich auf ein Motorboot gehievt, das dann, einen vollen Leichter im Schlepp, langsam zum Hafen stampft. An Land ist eine kurze, freundliche Kontrolle, und ich bin in dem seit eineinhalb Jahren unabhängigen Somalia und gehe auf denselben Straßen wie schon im Januar 1952.

Die Somalis sind hochgewachsen, schlank und intelligent, sauber gekleidet und sehr freundlich. Nur das Fotografieren ihrer vor der Stadt hie und da weidenden Kamele wollen sie nicht gestatten, aber da kommt zufällig ein Polizist des Weges und sorgt sogleich dafür, daß ich zu meinen Fotos komme. Wo etwas außerhalb der Stadt früher ein italienischer Militärposten war, sind jetzt die Studios von Radio Mogadishu, und in der Nähe wurde drei Jahre vorher ein moderne, große Elementarschule erbaut, in die vormittags die Kinder und nachmittags in Scharen Erwachsene gehen, die alle lesen und schreiben lernen wollen. Es ist eine etwas hügelige Halbwüstenlandschaft mit stellenweise

mannshohen Blattsukkulenten, Oppuntien und Grasfluren, auch etwas Gebüsch, dazwischen fast kahle Sandflächen. Beim Sammeln werde ich nicht lange tatenlos angegafft, wie es später anderswo meist der Fall war, sondern Kinder wie Erwachsene sehen sofort, was ich will und bringen laufend Insekten, Schnecken und alles mögliche andere an, lachend, fröhlich und keineswegs nur auf ein Trinkgeld wartend; es macht ihnen einfach Spaß. Die Sonne brennt, aber die Luft ist trocken und angenehm windig. Mit Sonnenuntergang wieder an der Mole, muß ich zwei Stunden auf eine Übersetzmöglichkeit warten und dann noch lange verhandeln und werde schließlich nur aufgrund eines kräftigen Trinkgeldes von einem Motorboot zum Schiff gefahren; eigentlich dürfen diese Boote nur Leichter schleppen und keine Passagiere befördern. Um 21 Uhr werde ich wieder an Bord geholt mit Ladebaum, der Durst ist gewaltig, die Ausbeute zufriedenstellend. Im Scheinwerferlicht beobachte ich mehrere Haie direkt beim Schiff. Bis gegen Mitternacht geht das Ausladen mit viel Lärm weiter, die Präparation der Tagesausbeute bis 2 Uhr in der Kabine.

Vier Tage und drei Nächte ankert unser Schiff vor Mogadishu und lädt vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht aus. Ich habe während dieser vier Tage mit den Landexkursionen und ihrer Ausbeute jeweils bis in die Nächte voll zu tun. So will ich z. B. über zwei von mir 1952 hier gesammelte neue Acridoidea-Arten (Ins., Orthopt.) und die Polychromie der Hinterflügel weiterer Arten möglichst weitere Kenntnisse sammeln, was auch gelingt, da ich genau die frühere Fundstelle und dort die Arten wiederfinde. Am 17. Dezember um 21.45 Uhr, kurz nach Wegfahrt des letzten Leichters, lichtet unser Schiff Anker und nimmt nach großer Rechtsschleife Kurs auf Mombasa.

Viele fliegende Fische segeln am folgenden Vormittag wieder vom Schiff weg, kleine in Schwärmen, größere meist einzeln. Es ist sehr schwül bei Tag und Nacht, der Getränkeverbrauch ist groß. Am Morgen des 19. kommt ein Lotse an Bord, wir passieren das supermoderne Hotel „Oceanic" und fahren in die tiefe Bucht des Kilindini Harbour ein, ankern aber, da die Kais voll besetzt sind. Ich fahre mit Motorboot nach Mombasa und besichtige insbesondere das berühmte Fort Jesus mit dem geschmackvollen, vor kurzem eröffneten historischen Museum. Abends wieder auf dem Schiff, betreibe ich Insektenfang an den Schiffslampen und fange am folgenden Morgen zahlreiche Libellen auf Deck, bis wir um 10 Uhr abfahren und am Hafenkai festmachen. Mein Kabinenpartner steigt hier aus, ich bin nun allein. Löschen und Einladen gehen trotz modernster Krane und Einrichtungen sehr schleppend und werden am Mittag des 22. ganz eingestellt. So liegen wir also Heiligabend und 1. Weihnachtsfeiertag hier in drückender Schwüle, das Radio bringt meist alles andere als Weihnachtsmusik, das Essen ist festlich an Bord, aber es kann keine Weihnachtsstimmung aufkommen. Ich gehe täglich an Land und sammle viel, muß außerdem wegen eines abgebrochenen Zahnes viermal zu einem englischen Zahnarzt, der mich in zuvorkommendster Weise behandelt. Ganz überraschend wird am 26. Dezember früh die Arbeit fortgesetzt, mittags bereits beendigt, und um 15 Uhr fahren wir aus zur letzten Etappe, wenigstens meiner Hinreise, mit Kurs Dar es Salaam. Ich packe zusammen. Spät abends, als wir links Leuchtfeuer der Insel Pemba sehen, herrscht starker Insektenanflug aufs Schiff, u. a. Schmetterlinge, Libellen, Hemipteren und auch einige Feld- und Laubheuschrecken. Das Schiff ist mindestens 10 km von der Insel entfernt, zum nächsten Punkt des Festlandes sind es rund weitere 50 km. Wieviele zehntausende Insekten mögen alltäglich mit dem Monsun aufs Meer gelangen, wieviele davon die Küste erreichen? Verschwendung der Natur.

„Die letzten Stunden auf dem Schiff sind angebrochen", denke ich während der Nacht zum 27. Dezember während der zahlreichen Schlafpausen im durchgeschwitzten Bett. Falsch gedacht; während die Lichter von Dar es Salaam nur wenige Fahrminuten vor uns liegen, stoppt die Maschine, und das Schiff wirft um 5.50 Uhr Anker. Genau 50 Stunden lang liegen wir hier. Meine Geduld wird

auf eine harte Probe gestellt, umso mehr als später ankommende Fahrgastschiffe sofort Einfahrerlaubnis in die Hafenbucht erhalten; die sowieso unregelmäßigen Frachter haben prinzipiell zu warten. Hatten wir von Genua bis Mombasa zehn Jungstiere an Bord für eine große Farm in Kenya, die der mit mir die Kabine teilende junge Italiener begleitete und betreute, so sind es ab da nun fünf Nashörner, begleitet von Mr. NICK CARTER, Game Warden in Kenya und Spezialist im Umsiedeln dieser Dickhäuter nach Betäubung mittels Narkosegeschoß. Endlich, am 29. morgens, erscheint ein Lotsenboot, und wir fahren kurz nach 8 Uhr in die Hafenbucht ein, aber immer noch nicht ans Kai, sondern ankern darin nochmals. Mit dem Motorboot des jungen, sehr freundlichen afrikanischen Immigration Officer kommt auch Freund ANDERSEN aufs Schiff. Begrüßung, rasche Erledigung der Formalitäten; ich erhalte sofort Aufenthaltsgenehmigung für Tanganyika für ein ganzes Jahr, nachdem ich meine zahlreichen Reiseschecks vorgeblättert und den provisorischen Schein für bezahlte Rückpassage gezeigt habe. Nach Festmachen will ich wieder aufs Schiff kommen; jetzt schließe ich erst einmal meine Kabine ab und fahre im Boot des Einwanderungsbeamten zusammen mit Freund ANDERSEN an Land, begrüße in einem nahen Hotel seine Gattin und Tochter, und wir begießen unser Wiedersehen und meines mit Tanganyika mit ein paar Flaschen Tusker-Bier.

Das andere geht alles sehr schnell und reibungslos, und nachmittags fahre ich bereits in „meinem" Wagen mit viel Gepäck von Dar es Salaam nach der 60 km entfernten Sisalpflanzung Alavi bei Soga und sammle abends Insekten, solange das elektrische Licht brennt. Es ist kleine Regenzeit, überall stehen Pfützen vom letzten Regen. Die Natur ist von überschwänglichem Reichtum, man kann einfach nicht schlafen gehen, bevor um 22 Uhr das Licht ausgeht, sondern muß sofort beginnen und sammeln. Über die Zeit in Ostafrika und die Rückreise wird im folgenden Heft berichtet werden.

Anschrift des Verfassers: Dr. H. Knipper, Landessammlungen für Naturkunde, 75 Karlsruhe, Erbprinzenstr. 13

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Beiträge zur naturkundlichen Forschung in Südwestdeutschland

Jahr/Year: 1963

Band/Volume: 22

Autor(en)/Author(s): Knipper Helmut

Artikel/Article: Zoologische Reise 1961/63 nach Ostafrika der Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe 73-87